

Literaturbesprechungen

Anna von Villiez: Mit aller Kraft verdrängt. Entrechtung und Verfolgung „nicht arischer“ Ärzte in Hamburg 1933 bis 1945 (Studien zur jüdischen Geschichte, Band 11). München, Hamburg: Dölling und Galitz Verlag, 456 Seiten (+ CD-ROM), 24,90 €

[D]er Ärztestand produzierte in der NS-Zeit mehr Opfer und mehr Täter als die meisten anderen Berufsgruppen. (von Villiez, 18)

Die sozialgeschichtliche Bedeutung dieses Berufsstandes im „Dritten Reich“ ist unbestritten: seine ideologische Verführbarkeit, der höchste NS-Organisationsgrad aller akademischen Berufe, der Arzt als „Werkzeug“ eines neuen Gesellschaftsbildes, eugenischer Gedanke und Zwangssterilisationen, Kranken- und Behindertenmorde im Namen der „Euthanasie“, Menschenversuche in den Konzentrationslagern ... – und, gleich zu Beginn und über viele Jahre hinweg: Denunziation, bereitwillige Verdrängung der eigenen Kollegen und noch viel öfter tiefstes Schweigen zu diesen Vorgängen. Annähernd jedem fünften Arzt wurde nach 1933 seine Existenzgrundlage in Deutschland entzogen.

Anna von Villiez ist mit ihrer Arbeit über die Verfolgung der „nicht arischen“ Ärzte Hamburgs während des Nationalsozialismus eine kollektivbiographische Erschließung dieses Forschungsgegenstandes gelungen, die in ihrer Qualität für keine andere deutsche Großstadt existiert. Die Arbeit umfasst mit Anmerkungen 200 Seiten, der zweite Teil des Buches führt im Anschluss daran 432 Kurzbiographien verfolgter Hamburger Ärztinnen und Ärzte auf. Außerdem erscheinen die Biographien auf der beigelegten CD-ROM, zusätzlich werden die Ärztinnen und Ärzte dort nach Fachrichtungen und Stadtteilen aufgelistet sowie diejenigen, die im Zuge der Verfolgung ihr Leben verloren, gesondert aufgeführt. Zu Beginn ist anzumerken, dass es sich nicht um eine klassische Kollektivbiographie handelt, die vornehmlich die Gemeinsamkeiten, die Zusammensetzung der Gruppe und deren Sozialisation analysiert. Vielmehr schreibt von Villiez die Verfolgungsgeschichte zwischen 1933 und 1945 einer von außen definierten Gruppe und erfasst mit einem kollektivbiographischen Ansatz gemeinsame Erfahrungen im Zuge der Repressionen sowie die Auswirkungen auf die individuellen Lebensläufe. Dabei beleuchtet sie immer wieder auch die Handlungen maßgeblicher Protagonisten der damaligen Ausgrenzungspolitik.

Im einführenden Teil benennt von Villiez einige Defizite der bisherigen Forschung. So attestiert sie den kollektivbiographischen Sammlungen aus dem Bereich der Ärztevertreibung eine „unterschiedliche Dichte“, was so diplomatisch wie treffend den Status Quo auf diesem Feld beschreibt. Zu oft beschränken sich die Arbeiten – zumeist handelt es sich um medizinische Dissertationen – auf eine allzu isolierte Betrachtung von Biographie und „äußeren Umständen“. Ohne diesen Arbeiten einen wichtigen Anteil für die Gesamtbetrachtung der Thematik absprechen zu wollen – nur den wenigsten gelingt eine Kontextualisierung über den deskriptiven Rahmen hinaus. Es bestehen große Leerstellen zwischen vielen guten Arbeiten mit einem ereignis- und institutionengeschichtlichen Charakter sowie zumeist unzulänglichen, weil zu isoliert betrachteten Biographiesammlungen verfolgter Ärzte. Ebendiese Lücke vermag von Villiez mit ihrer Arbeit auf überzeugende Weise zu schließen. Dabei klingt

ihr Vorhaben, die Vertreibung und Verfolgung der Ärzte „unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Umfeldes“ (18) zu untersuchen, scheinbar selbstverständlich – aus den genannten Gründen ist es das nicht.

Zwar existieren Arbeiten, die anhand gut recherchierter Einzelbiographien eine Kontextualisierung mit dem Alltag der Betroffenen erreichen, doch für eine deutsche Großstadt wie Hamburg war dies in solcher Dichte bislang unterblieben. Selbstverständlich profitiert von Villiez bei ihrem Projekt, das zugleich ihre Dissertation darstellt, von einer Vielzahl an Vorarbeiten über Medizin, Ärzteschaft und Gesundheitspolitik im Nationalsozialismus, nicht zuletzt durch ihre eigene Magisterarbeit zum Thema. Trifft sie zu Beginn die Aussage, für Hamburg lägen bis auf wenige Ausnahmen solche Arbeiten nicht vor, so mag das für die Geschichte der Verdrängung und Ausgrenzung innerhalb der Ärzteschaft durchaus zutreffen, doch insgesamt muss die Situation, was Quellen und Sekundärliteratur anbelangt, für die Stadt Hamburg eher als privilegiert bezeichnet werden. Andere Großstädte, z.B. Köln, stehen (aus den verschiedensten Gründen) bei der umfassenden Aufarbeitung von Medizin, Ärzteschaft und Nationalsozialismus auch im Jahr 2010 noch völlig am Anfang.

Anna von Villiez hingegen wählt die Ansätze, die von großer Bedeutung für eine integrative Gesamtbetrachtung sind, und das über die Stadtgrenzen Hamburgs hinaus: Welche Handlungsspielräume – gleichermaßen für Verfolgte wie Verfolger – lassen sich während der verschiedenen Phasen zwischen 1933 und 1945 ausmachen? Wer waren die lokalen Akteure, und auf welche Weise hatten sie Einfluss auf den Radikalisierungsprozess? Inwiefern spiegeln sich die übergeordneten Prozesse in den Biographien Einzelner? Bezogen auf die Opferseite bedeutet dies letztlich den vielleicht höchsten Anspruch: die betroffenen Menschen aus ihrer passiven Opferrolle heraus-treten zu lassen und sie als handelnde Individuen zu beschreiben.

Von Villiez skizziert ein grundsätzliches Problem: die Zusammensetzung des Kollektivs. Wie zulässig ist es, generalisierend von „jüdischen Ärzten“ zu sprechen, wie es oftmals aus Gründen der Vereinfachung geschieht? Ausgrenzung und Vertreibung – in den allermeisten Fällen aus „Abstammungsgründen“ – formieren diese Gruppe in erster Linie, weshalb es wesentlich präziser ist, wie die Autorin von „nicht arischen“ Ärzten zu sprechen und damit permanent auf die Fremdzuschreibung der Nationalsozialisten hinzuweisen, die die Verfolgtengruppe in ihrer Zusammensetzung ja erst determinierte. Da sich von Villiez dem Schicksal dieser Gruppe – nicht der Frage nach dem Grad einer jüdischen Identität – zuwendet, bezeichnet sie jüdische Ärzte nur als solche, wenn aufgrund der Quellenlage, z.B. durch nachweisliche Mitgliedschaft in der jüdischen Gemeinde (von den 432 Verfolgten waren 311 Gemeindemitglieder), von einem gewissen Maß an religiöser Bindung auszugehen ist. Retrospektiv ist der Zusammenhang von jüdischem Selbstverständnis und ärztlicher Berufsausübung ohnehin wohl nur in den wenigsten Fällen zweifellos feststellbar. Vor dem Hintergrund, dass die Gruppe der jüdischen Ärzte vor 1933 alles andere als identisch mit den von außen als „jüdisch“ bezeichneten nach 1933 ist, lässt sich eine bislang selten erreichte semantische Präzision feststellen, die die gesamte Arbeit auszeichnet. Diese mühsame Differenzierung lassen viele Studien zum Thema vermissen, was zweifellos zu der begrifflichen Unschärfe und Unsicherheit beigetragen hat, wenn von „jüdischen Ärzten“ die Rede ist – sicher sind diese sprachlichen Schwierigkeiten übertragbar auch auf viele andere Berufsfelder.

Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Medizin und Judentum leitet von Villiez über zu den ersten jüdischen Gemeinden Hamburgs und deren Ärzten. Im Zuge der Flucht sephardischer Juden ließen sich um 1600 einige namhafte Ärzte in Hamburg nieder, deren Familien teilweise bis zur Verfolgung ab 1933 bedeutende Ärztedynastien in der Hansestadt bildeten. Die durch andere Kulturräume erweiterte medizinische Expertise führte zu rascher Integration in die gesellschaftliche Elite der Hansestadt. Sie waren gefragt bei Adel und Klerus, genossen Privilegien und stellten damit eine ärztliche Avantgarde dar, der schon früh immer wieder auch Neid und Missgunst der Alteingesessenen entgegenschlug, wie frühneuzeitliche Pamphlete belegen. Nach dieser kurzen Zusammenfassung dreier Jahrhunderte, die eine Ahnung vermittelt von der tiefen Verankerung der jüdischen Ärzte in Hamburg, setzt von Villiez ihre Annäherung an den „Bruch“ von 1933 fort.

Es folgt eine Beschreibung der Situation jüdischer Ärzte in Kaiserreich und Republik, die mehrere, durchaus widersprüchliche Eindrücke präsentiert: kein latenter Antisemitismus in der universitären (Hamburger) Berufungspraxis, dennoch Benachteiligung; subtile Ausschlussmechanismen ebenso wie unterschiedliche Präferenz in der Fachwahl jüdischer Ärzte; starke Integrationsbemühungen hier, eigenes Gruppenbewusstsein der jüdischen Ärzte bis hin zur Vetternwirtschaft dort. Deutlichere Aussagen lassen sich in der genaueren Betrachtung der Verhältnisse am Israelitischen Krankenhaus treffen, und auch die Thematisierung des speziellen, gegen den jüdischen Arzt gerichteten Antisemitismus verdeutlicht hier die Relevanz im Hinblick auf die spätere Verfolgung. Denn nach 1933 musste hier kein Feindbild neu erschaffen werden – das Bild des „Judenarztes“ mit all seinen negativen Eigenschaften existierte schon lange und bot genügend Ansatzpunkte für eine gezielte, berufsspezifische Hasspropaganda: kalte und mechanistische Denkweisen, Experimente mit Krankheitserregern und aufkommenden Impfstoffen an Christen, moralische und sexuelle Verkommenheit, Spezialisierung und Geldgier, der hohe Anteil jüdischer Ärzte an der Ärzteschaft etc. All diese latent vorhandenen Bilder waren jedoch nicht mehrheitsfähig und hatten vor 1933, wie von Villiez zeigt, keine Auswirkungen auf das Arzt-Patienten-Verhältnis und die Arztbesuche: Die große Mehrheit der Patienten jüdischer Ärzte stellten weiterhin Angehörige der christlichen Konfessionen dar.

So liefert von Villiez die Hintergrundinformationen für den mit der NS-Zeit beginnenden Hauptteil ihrer Arbeit. Die Aufteilung der Kapitel orientiert sich an den Stufen der Verfolgung, die sich allgemein in der Forschung wiederfinden: eine erste Phase der Ausgrenzung 1933, zunehmende Repression und Verfolgung in der Folgezeit, die „Eskalation“ 1938 sowie der Beginn reichsweiter Deportationen drei Jahre später.

Bei der Darstellung der Ereignisse in den Wochen und Monaten nach der „Macht-ergreifung“ richtet von Villiez ihr Augenmerk auf die Aktionen der ärztlichen Standesorganisationen, analysiert hierbei die Rolle des Hamburger „Ärzteführers“ und betrachtet en detail die Vorgänge im öffentlichen Gesundheitswesen, in der Medizinischen Fakultät, in den öffentlichen Krankenhäusern sowie bei den niedergelassenen Ärzten und trägt somit der Bandbreite der ärztlichen Tätigkeitsfelder Rechnung. Nach der Lektüre können keine Zweifel mehr bestehen: Treibende Kraft bei der umfangreichen Ausgrenzung und Vertreibung „nicht arischer“ Ärztinnen und Ärzte schon unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten waren nicht die Gesetze und Verordnungen „von oben“. Lokale Akteure – Klinikärzte, Professoren, Ärztever-

treter und Niedergelassene – betrieben in gründlichem Eifer den raschen Ausschluss ihrer „nicht arischen“ Kollegen. Und dies oftmals so rigoros, dass sogar übergeordnete Instanzen „mäßigend“ eingriffen. Für Hamburg kann von Villiez zeigen, dass die (wenigen) Mitglieder des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes (NSDÄB) schon vor 1933 eine schwarze Liste erstellt hatten, die nun als Grundlage für die „Säuberung“ der Hamburger Ärzteschaft diente. Durch den Fokus auf einen der Hauptverantwortlichen der Ärzteverfolgung in Hamburg, „Ärzteführer“ Willy Holzmann, sowie auf weitere Akteure in den verschiedenen Bereichen gelingt es der Autorin, die Verdrängung zu entkoppeln von bloßen Verwaltungshandlungen und bürokratischen Abläufen. Zahlreiche Quellen, von persönlichen Notizen bis zu öffentlichen Meinungsäußerungen in der Tages- und Standespresse, legen Einstellung und Verhalten der Akteure offen. Auf diese Art wird dem Leser eindrucksvoll verdeutlicht, wie maßgeblich der Anteil des „persönlichen Engagements“ einiger Personen war. Holzmann als einem der Protagonisten wird später (1938) im Hamburger Anzeiger öffentlich gehuldigt: „Ihm ist es zu verdanken, wenn in Hamburg ein solch starker Rückgang des jüdischen Prozentsatzes unter den Ärzten zu verzeichnen ist, wie in keiner in ähnlicher Lage befindlichen Großstadt im Reich.“ (167) Darüber hinaus eröffnet dieser Zugang von Villiez die Möglichkeit, einem der Hauptziele ihrer Arbeit nachzugehen: der Offenlegung potenzieller und genutzter Handlungsspielräume. Als ein Beispiel nennt sie die Entlassungsschreiben für „nicht arische“ Ärzte an den Krankenhäusern, die durchaus den Charakter glänzender Empfehlungsschreiben tragen und damit den Neuanfang beispielsweise in der Emigration erheblich erleichtern konnten, meist jedoch komplett verweigert wurden. Das Ergebnis ist für alle Bereiche ernüchternd: Fast durchweg ist das Drängen auf Verschärfung der Maßnahmen augenfällig, und Spuren der Mäßigung sind kaum auffindbar. Und – nicht überraschend, doch immer wieder erschreckend – Hinweise auf Protest, auf kritische Eingaben oder geäußerten Missmut gegenüber den Maßnahmen bleiben Rarität. Diejenigen, die sich für die Kollegen einsetzten, so der Ärztliche Direktor des Eppendorfer Krankenhauses Ludolph Brauer und auch der Rektor der Hamburger Universität Leo Raape, wurden innerhalb weniger Monate aus ihren leitenden Positionen entfernt. Für eine Vielzahl der als „jüdisch“ klassifizierten niedergelassenen Ärzte galten (vorerst) noch Ausnahmeregelungen (z.B. für „Frontkämpfer“ des Ersten Weltkrieges), auf Grundlage derer sie noch weiter praktizieren konnten. Für politisch verfolgte Ärzte, die von Villiez zu Recht ebenfalls erwähnt und deren Zahl in Hamburg sie auf unter 20 schätzt, galten keine Ausnahmen – auch hier waren es die Kassenärztlichen Vereinigungen vor Ort, die dem Reichsarbeitsministerium die Namen der vermeintlich „politisch unzuverlässigen“ Ärzte übermittelten. Während also viele Ärztinnen und Ärzte schon im ersten Jahr der NS-Herrschaft aus den Krankenhäusern und der Universität verdrängt wurden und teilweise emigrierten, konstatiert die Autorin für die Mehrzahl der Niedergelassenen eine „trügerische Ruhe“ (94) nach dieser ersten Ausschlusswelle.

Für die folgenden Jahre beschreibt die Autorin die zunehmenden Repressalien, die viele Ebenen erfassten: das beförderte Bild von der Dichotomie zwischen dem NS-Arzt, der zunehmend als Hüter der „Reinheit der Rasse“ stilisiert wurde, und dem „Judenarzt“, dem nun sämtliche negative Stereotype angeheftet wurden; der konsequente Ausschluss aus ärztlichen Vorständen und Vereinen und die Verweigerung von Nachrufen; die Zerstörung des Vertrauensverhältnisses zwischen verfolgten Ärz-

ten und deren Patienten durch falsche Anschuldigungen und Denunziationen (die „Treue“ und Unterstützung vieler Patienten hielt z.T. allerdings noch sehr lange); öffentliche Nennung von Beamten, die „nicht arische“ Ärzte aufsuchten; Streichung der Beihilfe; Nichtanerkennung von Attesten; Eigeninitiativen von Krankenkassen wie der AOK, die darauf abzielten, Arztbesuche bei „Nichtariern“ zu verhindern etc. Dabei gelingt es der Autorin, durch eine breite Varietät an Quellen (NS-Propagandaschriften, Stellungnahmen des Gesundheitssenators, der Ärzteführung, der Krankenkassen etc.) die allgemein zunehmende Radikalisierung plastisch darzustellen. Auch hier finden abweichende Verhaltensweisen ihren Platz – freilich wiederum Fälle mit Seltenheitswert.

Dass das Jahr 1938 „Eskalation und Wendepunkt“ (111) zugleich darstellte, darf allgemein bezogen auf die Judenverfolgung in Deutschland als unstrittig angesehen werden, gilt aber doch im Besonderen als „Schicksalsjahr“ für die Gruppe der verfolgten Ärzte. Denn neben dem Novemberpogrom und einer stark zunehmenden physischen Bedrohung bildete der Approbationsentzug im selben Jahr den Endpunkt jahrelanger Entrechtung und erzwungener Einschränkung der ärztlichen Tätigkeit. Für viele verfolgte Ärzte stellte diese Maßnahme den größten Einschnitt in ihre Lebenswelt dar, beraubte viele Betroffene der letzten Hoffnungen und führte zu einem enormen Anstieg der Emigrationen, auch der Suizide. Die Autorin arbeitet hier verstärkt mit Selbstzeugnissen Überlebender, mit Interviews von Nachkommen und mit Abschiedsbriefen. Allein sieben Suizide von Ärztinnen und Ärzten sind für Herbst und Winter 1938/39 im Zusammenhang mit Berufsverbot und Novemberpogrom belegt. Die Hälfte aller verfolgten Ärzte, die Hamburg zwischen 1933 und 1945 verließen, floh in den drei Jahren zwischen Berufs- und Auswanderungsverbot im Herbst 1941. Hierbei zeigt sich, dass die Emigrationsquote unter den verfolgten Ärzten mit 75% deutlich höher lag als in der Gesamtschau auf alle Berufsgruppen, der zufolge nur etwa jede/r Zweite emigrieren konnte. In einer Tabelle, die die Jahre der ausgewanderten Ärzte pro Jahr ausweist, sind zwei Personen mit aufgeführt, die noch 1946 bzw. 1948 auswanderten. Warum gerade diese beiden Jahre, die den Zeitraum der NS-Verfolgung verlassen, mit aufgelistet werden, wird nicht weiter erläutert. Insgesamt kann von Villiez auch für Hamburg nachweisen, dass es vor allem die Älteren waren, die im Land verblieben, unter anderem weil sie keine Perspektiven für einen Neubeginn im Ausland sahen. Fast zwei Drittel aller Ärzte, die nach enormen Strapazen, Schikanen und nicht selten dem vollständigen Verlust ihres Besitzes letztlich Deutschland verließen, waren jünger als 45 Jahre.

Die Geschichte der Ärzte in der Emigration bildet ein eigenes Feld, das noch vertiefender Forschungen bedarf. Erfreulicherweise, wenn auch nur auf wenigen Seiten, gibt von Villiez auch Beispiele von Odysseen und Neuanfängen weltweit, die mit der meist restriktiven Einwanderungs- und Arbeitsmarktpolitik der aufnehmenden Länder dafür verantwortlich waren, dass der erhoffte Neubeginn oftmals zum weiteren Überlebenskampf wurde. Viele dieser Ärzte nahmen sich noch nach der Auswanderung das Leben – auch diese (späten) Suizide müssen als unmittelbare Folge der Verfolgung gesehen werden.

Von 44 deportierten Ärztinnen und Ärzten überlebten nur vier die Konzentrationslager. Das Kapitel der einsetzenden Deportationen beginnt von Villiez mit einem Blick auf die wenigen Ärzte, die als „Jüdische Krankenbehandler“ zugelassen wurden, sowie auf das Israelitische Krankenhaus der Stadt Hamburg. Dies waren die

einzig verbliebenen möglichen Tätigkeitsbereiche für „nicht arische“ Ärzte nach 1938. Über den Alltag der „Krankenbehandler“ ist in der Forschung noch immer wenig bekannt, und daher verwundert es nicht, dass die Autorin über die Erwähnung der Namen hinaus – sowie des Umstands, dass ausschließlich christliche Ärzte aus „Mischehen“ dieser Arbeit nachgingen – keine weiteren Einblicke in deren Arbeitsalltag gibt, zumindest nicht über das Israelitische Krankenhaus hinaus. Dieser Ort war der letzte, an dem „nicht arische“ Ärzte noch arbeiten durften. Während der Deportationen sahen sie sich einem besonders drastischen Spannungsfeld ausgesetzt, wurden sie doch unmittelbar in den Ablauf der Transporte einbezogen. Unter Beobachtung der Gestapo musste die Reisefähigkeit attestiert werden, Krankschreibungen wurden besonders kritisch beäugt, durch Operationen wurde versucht, immer wieder Aufschub für Einzelne zu erreichen, und dennoch war die Tragik unausweichlich, wie eine Zeitzeugin berichtet: „(...), wenn wir einen entschuldigten, dann musste jemand anders gehen.“ (136) Die Ärzte sahen sich zunehmend mit Suizidversuchen konfrontiert und in Anbetracht der drohenden Deportation mit der Frage nach der „Lebensrettung“ in solchen Situationen, die wiederum das ärztliche Ethos ganz zentral berührte. Neben den Vorgängen am Israelitischen Krankenhaus und dem Ablauf der Deportationen beschreibt die Autorin auch die damit einhergehende Enteignung der Betroffenen. Und wieder zeigt sich – rekonstruierbar unter anderem durch überlieferte Versteigerungslisten – die „hemmungslose Vorteilsnahme“ (141) vieler „Volksgenossen“ und vormaliger Kollegen. Ganze Bibliotheken, Möbel und Praxisinventar wurden in aller Öffentlichkeit zum Kauf angeboten oder versteigert. So sicherte sich ein „arischer Kollege“ 450 Fachbücher aus dem Besitz des Arztes Adolf Calmann, der nach Uruguay geflohen war – für fünf Reichsmark. Es ist die Vielzahl dieser Fälle, die die massive Verstrickung der Standeskollegen offenlegt, die selbst über viele Jahrzehnte ungestört das Bild von einigen wenigen „schwarzen Schafen“ pflegten.

Muss es heute noch überraschen, dass keiner der an der Verdrängung und Verfolgung beteiligten „Kollegen“ juristisch belangt wurde? Ganz im Gegensatz zu belegter Mitwirkung und Vorteilsnahme stehen die massenhaften Reinwaschungen, „Persilscheine“ und angebliche Solidarität mit „jüdischen“ Patienten und Ärzten, die von Villiez im Zusammenhang mit der Entnazifizierung und Reorganisation nach 1945 aufzeigt. Nach einer wenige Monate währenden Zeit der Bestrafungen und Berufsverbote durch die Alliierten setzte schon Ende 1945 – analog zu den allgemeinen Erfahrungen der Entnazifizierungsbemühungen – die Re-Etablierung der alten Kräfte ein. Hamburg stellt hier keine Ausnahme dar. Am Ende ihrer Arbeit geht die Autorin noch einmal verstärkt auf biographische Aspekte ein, indem sie dem Verhältnis der vormals verfolgten Ärzte zu ihrer Heimat nachspürt und dabei auf verschiedenste Formen des Umgangs mit den Erlebnissen zwischen 1933 und 1945 und deren Konsequenzen stößt.

Es ist zu begrüßen, dass Anna von Villiez am Schluss ihrer Arbeit noch auf das Schweigen innerhalb der Hamburger Ärzteschaft nach 1945 zu sprechen kommt. Auch hier steht die Verdrängung und Geschichtsverdrehung exemplarisch für die totale Ausblendung der eigenen NS-Vergangenheit innerhalb der bundesrepublikanischen Ärzteschaft. Erst in den 1980er Jahren sollte dieser Prozess langsam aufgebrochen werden mit ersten Diskussionen in Standesorganen wie dem Deutschen Ärzteblatt. Das innerprofessionelle Gedenken an die vertriebenen Ärzte stellte sich kaum anders dar. Zwar wurden schon unmittelbar nach dem Krieg die Leistungen einiger

weniger ehemaliger Hamburger Ärzte gewürdigt – das Unrecht und Leid indes, welches sie hatten erfahren müssen, fand dabei keinen Platz. Diese Negierung der Opfer des Geschehens und davon losgelöste Einordnung in die wissenschaftliche Ahnengalerie bezeichnet von Villiez sehr treffend als „punktuelleres Erinnern“ (164).

Dass sich heute vieles an der Bereitschaft zur Aufarbeitung geändert hat, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Ärztekammer Hamburg die Druckkosten für dieses Buch übernahm und einige Ärzte auch privat mit Spenden das Forschungsprojekt unterstützten.

Dass die Autorin jedem Kapitel nicht mehr als 10 bis 20 Seiten widmet, könnte bemängelt werden, würde man bestimmte Schwerpunkte erwarten und sich in einzelne Vorgänge und Sachverhalte weiter vertiefen wollen. Es ist aber gerade diese prägnante, fesselnd zu lesende Präsentation der Kapitel, die in der Summe erst die gewollte Gesamtschau ermöglicht. Die gewählte Form der Endnoten und der Umstand, dass jeder Abbildung großzügig eine ganze Seite eingeräumt wird, befördern den positiven Gesamteindruck und tragen dazu bei, dass die Dissertation in dieser Form eine breite Zielgruppe anspricht. Inhaltlich fasst von Villiez die Erkenntnisse der zahlreichen Arbeiten für Hamburg aus den letzten Jahrzehnten zusammen, lässt den aktuellen Forschungsstand zur Thematik insgesamt einfließen und verfolgt mit ihren eigenen Rechercheergebnissen nachvollziehbar und mit wohlthuend flüssigem Schreibstil ihr vorgegebenes Ziel: die Integration zahlreicher Einzelschicksale in die Ereignisse der Zeit sowie die Offenlegung von Handlungsspielräumen der verschiedensten Akteure.

Neben all diesen Leistungen müssen aber auch einige Mängel angesprochen werden. Diese betreffen mit den biographischen Angaben einen Kern der Arbeit und fallen umso mehr auf, als dass die Arbeit ansonsten exzellent lektoriert wurde. Sie reichen von einfachen Buchstaben- und Zahlendrehern bis zur Verwechslung von Jahreszahlen oder Vor- und Nachnamen. Besonders fallen Unterschiede auf im Vergleich der Angaben zu den Personen und Ereignissen im Text und jenen in den Endnoten oder in den betreffenden Kurzbiographien. Doch sollte diese Kritik relativiert werden: Die Unstimmigkeiten scheinen der Tribut zu sein für ein solch umfangreiches Projekt, welches neben der Geschichte der Verfolgung einer Berufsgruppe die Präsentation von mehr als 400 Kurzbiographien umfasst. Wer dieses Projekt insgesamt als zu ambitioniert bezeichnen möchte, dem kann entgegengehalten werden, dass hier erreicht wird zusammenzuführen, was zusammengehört: Erst die Biographien lösen die Ereignisse aus ihrer natürlichen Anonymität und Distanz – die Ereignisse wiederum gehören unauslöschlich zu den einzelnen Lebensläufen.

Für keine andere deutsche Großstadt existiert ein derartiger Gesamtüberblick, vielerorts steht die Aufarbeitung noch immer am Anfang. Anna von Villiez hat deshalb mit ihrer Arbeit einen wichtigen Meilenstein gesetzt, der zur Orientierung bei der weiteren Aufarbeitung dieses Themas dienen sollte.

Tim Ohnhäuser

Asiye Kaya: Mutter-Tochter-Beziehungen in der Migration. Biographische Erfahrungen im alevitischen und sunnitischen Kontext. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, 295 Seiten, br., 39,95 €

Das in diesem Buch vorgestellte Dissertationsprojekt von Asiye Kaya befasst sich mit den Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen von Zugehörigkeit und Migration. Basis für die empirische, biographietheoretisch angelegte Studie sind die Familien- und Lebensgeschichten von Müttern, die Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre aus der Türkei nach Deutschland migrierten, sowie von deren sich in der Adoleszenz befindlichen Töchtern, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Gegenstand der Untersuchung sind die Erfahrungen der Frauen im Kontext ihrer alevitischen oder sunnitischen Herkunftsfamilien in der Türkei sowie im Einwanderungskontext Deutschland und wie diese in der gegenwärtigen familialen Interaktion zwischen Müttern und Töchtern bearbeitet werden.

Die Autorin geht zunächst der Frage des Familienhintergrundes und des soziopolitischen Kontextes des Herkunftslandes (von alevitischen und sunnitischen Migrantinnen und Migranten aus der Türkei) nach und fragt dann nach den Veränderungen, die die Mütter „durch die Beteiligung an der hiesigen Gesellschaft in ihren persönlichen Einstellungen erleb(t)en und wie sie ihre gewohnte Lebensform unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen führen“. (17 f.). Darüber hinaus beschreibt sie, in welcher Weise sich die Lebenserfahrungen der Töchter von denen ihrer Mütter unterscheiden, mit welchen allgemeinen (gesellschaftlichen und familialen) Erwartungen die Töchter nun konfrontiert sind, wie sie mit den spezifischen Erwartungen ihrer Mütter umgehen (18) und welches „soziale Erbe“ (vgl. Elias/Scotson 2002) sie durch intergenerationale Tradierung übernehmen. Die mütterlichen Erwartungen, die zu ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen oft im Gegensatz stehen, erzeugen spezifische (häufig konfliktöse) Bindungen an ihre Mütter. In der Untersuchung wird nun insbesondere aufgezeigt, wie Mütter und Töchter mit diesen Bindungskonstellationen umgehen und welche Orientierungsmöglichkeiten die Frauen in ihrem sozialen Umfeld finden können.

Ein weiteres zentrales Thema der vorliegenden Arbeit ist das Verhältnis von Zugehörigkeitsfigurationen und Machtverhältnissen. Dies wird von der Autorin auf der Basis ihrer empirisch fundierten Ergebnisse aus einer kritischen Genderperspektive beleuchtet. Dabei reduziert Asiye Kaya Zugehörigkeit nicht auf kulturelle Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse, obschon diese von ausgesprochen wichtiger Bedeutung für die Mutter-Tochter-Beziehungen sind. Kaya gelingt es vielmehr, diese mit anderen Aspekten der Lebens- und Alltagserfahrungen der Frauen zu verbinden, in welchen sich Machtverhältnisse und Zugehörigkeiten reifizieren: die Positionierung der Frau im Herkunfts- als auch im Einwanderungskontext, die Eingliederung in eine christlich-deutsche Mehrheit mit Wiedervereinigungsgeschichte und Integrationspolitik, die Funktion der religiösen (Gemeinde-)Organisationen in Deutschland, die Erfahrungen der Töchter in der Schule u.a. Damit lässt Asiye Kaya die vorherrschende eindimensionale Betrachtung von familialen Beziehungen und deren Reduktion auf den sozialen „Mikrobereich“ deutlich hinter sich und öffnet das empirische Material für eine ausdifferenzierte, kritische und ganzheitliche Analyse des Forschungsgegenstandes.

Das Buch ist in sieben Kapitel gegliedert: In der Einleitung (1) schildert Asiye Kaya den Verlauf ihrer Forschung und die in diesem Prozess entwickelte Forschungsfrage. Zunächst auf die Untersuchung heranwachsender junger Frauen bezogen, erweiterte sich das Untersuchungsfeld später um den familialen Kontext bzw. die sich zunehmend als relevant erweisenden Lebensgeschichten der Mütter und deren Erfahrungen vor der Migration. Der Einleitung folgen zwei umfangreiche und luzide Kapitel über „Sunniten und Aleviten in der Türkei“ (2) bzw. „Alevitinnen und Sunnitinnen in Deutschland“ (3). Hier beleuchtet Asiye Kaya den wissenschaftlichen Forschungsstand bzw. die theoretischen Vorannahmen und die politischen als auch medialen Diskurse zum Thema. Mit einer kritisch-analytischen Betrachtung der herrschenden Diskurse in Deutschland sensibilisiert sie die Leserschaft für die Interdependenzen von soziopolitischen Machtstrukturen und dem gesellschaftlichen Wissen (oder Unwissen) über die erlebte Vergangenheit und gegenwärtige Lebenspraxis der Frauen mit ihrem Migrationshintergrund. Im vierten Kapitel stellt Asiye Kaya ihr Untersuchungsdesign vor. Die Mütter und Töchter in den Familien wurden in mehrstündigen biographisch-narrativen Interviews nach ihrer Familien- und Lebensgeschichte gefragt. Über die biographischen Fallrekonstruktionen (vgl. Rosenthal 1995 und 2005) hinaus zeigt sie mittels Genogrammanalysen die Interrelation der Frauen mit ihrem je spezifischen familialen Kontext und kontrastiert insgesamt zehn Familien (fünf praktizierende sunnitische und fünf praktizierende alevitische Familien) mittels einer Globalanalyse. Besonders hervorzuheben ist die reflektierte Auseinandersetzung mit der eigenen Forscherinnenrolle und ihrer interaktiven Rolle im narrativen Interview. Diese methodisch kontrollierte Reflexion nutzt Asiye Kaya im ethnographischen Sinne beispielgebend zum Erkenntnisgewinn. Das darauf folgende fünfte Kapitel stellt das Kernstück der empirischen Analyse dar. Hier werden die rekonstruierten Fälle der Familien Demiray und Toprak ausgeführt, nachdem sie aus dem genannten Sample nach theoretischen Gesichtspunkten ausgewählt wurden. Die auf den Fallrekonstruktionen aufbauende Typisierung von Mutter-Tochter-Beziehungen (Kapitel 6) stellt den zentralen theoretischen Ertrag der Untersuchung dar. Hierbei arbeitet Asiye Kaya im Kontinuum zwischen Bindung und Ablösung in der Beziehung zwischen Müttern und Töchtern zwei Typen heraus: den Typus (1) „Bindung und Ablösung mithilfe religiöser Räume in Deutschland“ und den Typus (2) „Bindungen und/oder Ablösungen aus Leidenserfahrungen und damit verknüpften Schuldgefühlen“. Eine der wesentlichen theoretischen Anbindungen dieser Ergebnisse findet Asiye Kaya im Konzept der „sozialen Vererbung“ nach Elias und Scotson (2002). Die Arbeit wird von einem kurzen Fazit (Kapitel 7) abgeschlossen, in dem die Autorin Forschungsdesiderata aufzeigt und die weitere Verwertbarkeit ihrer vorgestellten Ergebnisse in verschiedenen Anwendungsbereichen, u.a. auch im politischen Feld und der Sozialarbeit sowohl in der Türkei als auch in Deutschland vorschlägt. Asiye Kaya lädt in der abschließenden Offenlegung der theoretischen Reichweite ihrer Ergebnisse dazu ein, Folgeuntersuchungen auf andere Aspekte sozialer Figuration und andere Bindungen (beispielsweise jenen zwischen Vätern und Söhnen) auszuweiten.

Asiye Kaya leistet mit der vorliegenden empirischen Untersuchung u.a. einen wichtigen Beitrag innerhalb der Migrationsforschung, der Gender-Studies und der Biographieforschung.

Im Forschungszusammenhang der Migration macht sie vor allem die Beziehungen zwischen der gesellschaftlichen Stellung der Frauen und ihrer Positionierung inner-

halb der Familie sowie deren Bedeutung in der Migration sichtbar. Durch die historisch rekonstruktive Anlage der Untersuchung gelingt es Asiye Kaya, sowohl sozio-politische Machtkonstellationen im Herkunftsland Türkei als auch im Einwanderungskontext Deutschlands in ihren Auswirkungen auf das Erleben der Migrantinnen aufzuzeigen. Während sich deren Alltagserfahrungen von Diskriminierung und Rassismus zunächst in der sozialen Ungleichheit zwischen sunnitischer Mehrheit und alevitischer Minderheit in der Herkunftsgesellschaft begründen, wird diese Differenz durch die Zuschreibungen innerhalb des Einwanderungslandes quasi ‚eingeebnet‘, und die Frauen sind nach der Migration mit einer homogenisierenden Attribution als „türkische, unterdrückte Frau“ konfrontiert.

Darüber hinaus stellt die historisch-prozesshafte Perspektive auf Migration unter Einbezug einer differenzierten Betrachtung von religiösen Zugehörigkeiten einen innovativen Beitrag für die Migrationsforschung dar. Asiye Kaya geht es um die Darstellung der Bedeutung von religiösen Organisationen als Medium für soziale Zugehörigkeit und Vernetzung. Dabei betont sie einerseits, dass ihre Ergebnisse nicht auf religiös-fundamentalistische Gruppierungen zu übertragen sind, und bemängelt andererseits die – sowohl innerhalb der Migrationsforschung als auch im Alltagsverständnis – häufig anzutreffende Gleichsetzung von religiösen und fundamentalistischen Organisationen.

Die Autorin fokussiert demgegenüber die Ausgrenzungserfahrungen im institutionellen Kontext Deutschlands, in dem wenig Wissen und damit selten kommunikativer Raum für die unterschiedliche Herkunft der Migrantinnen besteht. Vor dem Hintergrund, dass die Töchter aus sunnitischen Familien die Ausgrenzung in den unterschiedlichen Phasen ihres Heranwachsens anders erleben als jene aus alevitischen Familien, werden sie, wie oben schon angedeutet, in der (christlich-protestantischen) Schule als „Kopftuch tragendes, muslimisches Mädchen“ homogenisiert und häufig diskriminiert. Diese differenzierte Betrachtungsweise sowie Asiye Kayas anspruchsvolle Auseinandersetzung mit nationalstaatlichen Migrationspolitiken macht das Buch insbesondere zu einem wichtigen Beitrag für die kritische Migrationsforschung.

Auch für die Geschlechterforschung stellt die Arbeit aufgrund der intersektionalen Perspektive relevante Erkenntnisse bereit. Mit einer konsequenten Verbindung geschlechts- und kulturspezifischer Relevanzen und ihrer Einbettung in den soziopolitischen Kontext überwindet die Autorin die Reduktion auf genannte, auch im wissenschaftlichen Diskurs dominierende Zuschreibungen zu weiblichen Migrantinnen. Ebenso überwindet sie eindimensionale Aussagen über Frauen in der Migration, indem sie die Beziehungsebene zwischen den Generationen und die Veränderungen innerhalb dieser rekonstruiert. Vor allem die „zweite Generation“, die Kaya vor dem soziopolitischen Hintergrund in Deutschland als „Generation der Migrantenjugendlichen in der gesellschaftlichen Umbruchphase“ (246) bezeichnet, ist mit Ausgrenzungserfahrungen (aufgrund ihrer „Herkunft“) konfrontiert und belastet. Die Töchter sind darüber hinaus mit bestimmten „Familienaufträgen“ (wie etwa Aufstiegsorientierung) konfrontiert, die von den Müttern in die Migration „mitgenommen“ und auf unterschiedliche Weise den Töchtern „überliefert“ werden. Für sie bedeutet die Adoleszenz und Orientierung an der Kultur der Eltern auch eine „Art von Politisierung“ bzw. „adoleszenzspezifische politische Identitätsbildung“ (246), der eine „transformative Kraft von Traditionsbildung in der Migration“ (247) innewohnt. Insbesondere die Bedeutung der Religionsgemeinschaften hebt die Autorin als Ort zum besseren Ver-

stehen zwischen den Generationen hervor. Hier wird über die Familienvergangenheit und Geschichte gesprochen; Herkunft, Verfolgungsvergangenheit und damit verbundene Familiengeheimnisse können – vor allem durch einen Dialog mit anderen Mädchen außerhalb der Familie aber mit gleichem „Herkunftsschicksal“ – bearbeitet werden. Die Untersuchung macht damit deutlich, dass religiöse Gemeinden eine „aktivierende Funktion“ für die Frauen haben können und für sie Autonomie und Machtzugewinn im Familienleben bedeuten (265). Dies gilt insbesondere für die (alevitische) Müttergeneration. Die Gemeinden haben damit, so die Autorin, auch eine politische Dimension hinsichtlich einer Verbesserung der Situation von Frauen. Vor allem sunnitische Mädchen (vgl. 253) finden durch die Zugehörigkeit zu einer Mädchen-Peer-Group in einer Moschee-Gemeinde oftmals Emanzipationswege aus familialen Bindungen als auch aus diskriminierenden Umfeldern.

Im Forschungszusammenhang der soziologischen Biographieforschung setzt Asiye Kaya mit einigen ihrer Ergebnisse den wissenschaftlichen Diskurs um die transgenerationale Weitergabe von Leidenserfahrung in der Familienvergangenheit und deren Folgen fort (Rosenthal z.B. 1997, Inowlocki z.B. 1993, Lutz z.B. 2000). Sie macht damit die in der Migrationsforschung bereits weitgehend etablierte soziologische Biographieforschung ein weiteres Mal zur Basis der Erklärung von sozialen Folgen von Migrationserfahrungen und sozialen Beziehungen zwischen Menschen mit Migrationshintergrund und der Mehrheitsgesellschaft im Einwanderungsland. Das Buch führt zunächst in die Familienvergangenheiten und Lebenswelten der Mütter in der Türkei ein. Dabei wird die Bedeutung der Zugehörigkeit zur jeweiligen Religionsgemeinschaft (alevitisch und sunnitisch) und damit vor allem zu einer Minderheit oder einer Mehrheitsgruppierung deutlich. Im ersten Fall der Familie Demiray wird herausgearbeitet, wie sich das Selbstverständnis eines sunnitisch-türkisch geprägten Familien- und Alltagslebens, das weniger durch strenge Einhaltung religiöser Praxen als vielmehr durch kulturspezifische Bezüge ihrer Zugehörigkeit (z.B. Geschlechterhierarchie innerhalb der Familie, Mehrheitskultur in der Türkei usw.) bestimmt war, maßgeblich nach der Migration in Deutschland änderte. Hier wurden die sunnitischen Organisationen, also institutionell organisierte religiöse Praxen, zu einer Möglichkeit sozialer Einbindung. Demgegenüber steht die durch Verfolgung, Pogrome und Marginalisierung geprägte Familiengeschichte der alevitisch sozialisierten Frauen. Die Mütter der alevitischen Familien, die tiefgreifend von den Auswirkungen dieser Verfolgung geprägt sind und oft selbst direkte Erfahrungen mit Gewalt und Diskriminierung gemacht haben, gehen mit völlig anderen Voraussetzungen in die Migration.

Mithilfe des Modells der Etablierten-Außenseiter-Figuration nach Elias bindet Asiye Kaya ihre biographietheoretischen Forschungsergebnisse an eine stärker interaktionsanalytische Betrachtung – der familialen Interaktionen zwischen Mutter und Tochter, zwischen Tochter und Peer-Groups bzw. zwischen den Frauen innerhalb der Moschee-Gemeinde – an. So gelingt es ihr, die Ergebnisse der Fallrekonstruktionen, also das durch die genannten Vergangenheitskontexte und Schicksale unterschiedlich ausgeprägte „biographische Kapital“, das die Mütter in die Migration mitbringen, mit der gegenwärtigen Interaktionsbeziehung zwischen Mutter und Tochter zu verknüpfen.

Eher kritisch ist dabei anzumerken, dass viele der empirischen Erkenntnisse in den Hintergrund geraten, indem die Autorin diese in erster Linie für die Beantwortung der spezifischen Forschungsfrage nach dem sozialen Erbe und der Mutter-Tochter-

Bindung benutzt. Die im Rahmen der historischen, rekonstruktiven Analyse erzielten Ergebnisse, wie etwa die soziopolitischen Transformationen in der Türkei, die Stadt-Land bzw. milieuspezifischen Zugehörigkeitskonstellationen in Zusammenhang mit geschlechtsspezifischen Faktoren u.a., werden nicht als Erkenntnisgewinn präsentiert, sondern fließen in die Kapitel zwei und drei ein. Deren Kapitelüberschriften erwecken dann auch den missverständlichen Eindruck, es handle sich um aus der Literatur gewonnene Informationen zur historischen und sozialen Einbettung der Untersuchung und eben nicht um einen Teil der empirisch gewonnenen Erkenntnisse. Dies gilt auch für das vierte Kapitel, in dem das umfangreiche Datenmaterial, dazu gehören die ethnographischen Protokolle und Memos, alle durchgeführten Interviews und die Globalanalysen sowie Genogrammanalysen, erwähnt werden. Durch die Kapitelüberschrift „Methodisches Vorgehen“ tritt dieser wesentliche Teil der Empirie, der die Basis der Untersuchungsergebnisse darstellt, leider in den Hintergrund. Die zu „bescheidene“ Darstellung der einbezogenen umfangreichen Empirie zeigt sich in der Gestaltung des Buches schließlich auch dadurch, dass den Globalanalysen des gesamten Samples und ihrer Kontrastierung kein eigenes (Teil-)Kapitel gewidmet ist. Obwohl die Typenbildung im sechsten Kapitel wesentlich darauf aufbaut, wird dies nur implizit dargestellt.

Diese Kritik wird mehr als aufgewogen durch die Qualität der Forschungsergebnisse. Allem voran steht die ganzheitliche Darstellung und Berücksichtigung aller auftretenden relevanten Aspekte in Bezug auf die gewählten Fälle, auch wenn diese vermeintlich zunächst nichts mit der Fragestellung im engeren Sinne zu tun haben. Asiye Kaya verhindert damit voreilige Annahmen von Kausalitäten und Zusammenhängen, wie sie in der Migrationsforschung nicht selten vorkommen. Darüber hinaus befasst sie sich mit der Perspektive der Frau nicht nur in Bezug auf die Migration, sondern hinsichtlich unterschiedlicher familialer Aspekte, wie etwa Bildung und Aufstiegsorientierung, emanzipatorische Veränderungen oder die Bedeutung von religiösen Organisationen. Vor dem Hintergrund, dass sich die Autorin entschieden gegen Pauschalisierungen und Kulturalisierungen in der wissenschaftlichen Darstellung des Themas ausspricht (262), kann die Arbeit für den Bereich der soziologischen Biographieforschung und ihrer Nutzbarmachung für die Forschungsbereiche Migration und Familie als beispielgebend für Studierende und Forschende angesehen werden. Ihr Ziel der Sensibilisierung für Varianzen und Interrelationen hat die Autorin mit dieser Untersuchung erreicht und dabei zugleich die Komplexität der dargestellten Sachverhalte verständlich und gut lesbar vermittelt.

Im Forschungszusammenhang ist das Buch neben der Biographieforschung, der Migrationsforschung und den Geschlechterstudien vor allem auch in den Politikwissenschaften, der sozialen Ungleichheitsforschung, in den Erziehungswissenschaften und auch der Jugend- und Bildungsforschung nutzbringend. Ebenso kann es wichtige Impulse für die Anwendungsbereiche der sozialen Arbeit, der Bildungsprogramme und der Migrationspolitik geben.

Der Perspektivenwechsel von einer Generation zur nächsten als auch die Rekonstruktion der familialen, institutionellen und soziopolitischen Einbettung dieser Lebensgeschichten in ihrem historischen Wandel machen die Studie zu einer aufschlussreichen und auch bewegenden Lektüre für Studierende und Forschende in den genannten Bereichen.

LITERATUR

- Elias, Norbert und John L. Scotson (2002): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main.
- Inowlocki, Lena (1995): Traditionsbildung und intergenerationale Kommunikation zwischen Müttern und Töchtern in jüdischen Familien. In: Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Alheit (Hg.): *Biographien in Deutschland*. Opladen, 417-431.
- Loch, Ulrike (2006): *Sexualisierte Gewalt in Kriegs- und Nachkriegskindheiten. Lebens- und familiengeschichtliche Verläufe. Rekonstruktive Forschung in der sozialen Arbeit*, Band 2., Opladen.
- Lutz, Helma (2000): Migration als soziales Erbe. Biographische Verläufe bei Migrantinnen der ersten und zweiten Generation in den Niederlanden. In: Bettina Dausien, Marina Calloni und Marianne Friese (Hg.): *Migrationsgeschichten von Frauen*. Bremen: Werkstattberichte des IBL Universität, 38-61.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte – Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung*. Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (1997): *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen.
- Rosenthal, Gabriele (2005): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim.

Rixta Wundrak

Imbke Behnken und Jana Mikota (Hg.): Gemeinsam an der Familiengeschichte arbeiten. Texte und Erfahrungen aus Erinnerungswerkstätten mit Bild- und Tonmaterialien auf CD-Rom. Weinheim und München: Juventa Verlag 2008, 240 Seiten, € 26,-

Ende der 1990er Jahre, gut fünfzig Jahre nach der zivilisatorischen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges, kam mit Macht das Thema der traumatisierten Kriegskinder zum Vorschein. So lange brauchte es, um Traumata und ihre Spätfolgen in einem bewussten Zusammenhang zu sehen; so lange brauchte es aber auch, dieses Thema in einen öffentlichen Dialog zu bringen.

Vor zehn Jahren gab die Evangelische Akademie Bad Boll eine Resolution heraus: „Eine bislang unbekannte Zahl von Deutschen, die im 2. Weltkrieg Kinder waren, leidet an plötzlich aufbrechenden Spätfolgen dieses Krieges. Es sind Kriegskinder, die ungewöhnlich schweres Leid auf der Flucht oder bei Bombenangriffen durchgemacht haben und bis heute keine echte Chance bekommen haben, diese Traumatisierungen aufzuarbeiten. Bei Eintritt in den Ruhestand, Krankheit oder Verlusten von engen Angehörigen bricht diese durch das Berufsleben in Schach gehaltene seelische Problematik häufig mit aller Schärfe hervor.“

Manchmal sind diese Aufarbeitung und der Prozess der bewussten Integration in die eigene Biographie nur mit Therapie möglich. Es gibt noch einen anderen Weg, mit der Last der Erinnerung umzugehen, das Sich-Erinnern überhaupt erst zuzulassen und zu kultivieren: Es gibt Erinnerungswerkstätten – „eine konzeptionelle Antwort auf den Aufbruch einer vergessenen Generation“ – so Jürgen Zinnecker in der vorgestellten Textsammlung.

„Die Studiengruppe ‚Kinder des Weltkrieges‘ am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen nimmt sich in Kooperation mit dem Siegener Zentrum für Kindheits-, Jugend- und Biographieforschung an der Universität Siegen (SiZe) seit einigen Jahren der Kinder der Kriegs- und Nachkriegszeit an.“ (11) Von besonderem Interesse ist die Beziehung zwischen den vielfältigen Kindheitserfahrungen in dieser Zeit und deren Bedeutung „für die weitere individuelle und generationale Lebensgeschichte“.

Erinnerungswerkstätten, wie sie jeweils 2005 in Essen und Siegen gegründet wurden, bieten Raum für individuelle und kollektive Erinnerungsarbeit auf der Grundlage von Konzepten biographischer Arbeitsansätze. Nicht nur die unmittelbaren Erfahrungen, die Kinder und Jugendliche in den Kriegs- und Nachkriegsjahren gemacht haben, sind Thema der interdisziplinären Forschung, sondern auch die mannigfaltigen Bedeutungen dieser Erfahrungen für das ganze Leben, die lebensgeschichtlichen Wiederholungen und Ausdrucksweisen auch im Alter möglicherweise auch für die nachfolgenden Generationen.

Ein wesentliches „Werkzeug“ in der Erinnerungswerkstatt ist das Erzählen, untrennbar verknüpft mit den Zuhörern, oft anhand von Fotos, Briefen, Dokumenten, Objekten, Auswertungen von Zeitzeugeninterviews usw. und der Dokumentation dessen. Die Erinnerungen, „die im Alter wiederkehren bzw. erstmalig zugelassen werden, können nun eine (Neu-)Bearbeitung im Sinne einer aktiven persönlichen und gemeinsamen Auseinandersetzung in der Gruppe erfahren ...(und) einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden“ (15).

Ein weitreichendes Ziel ist auch eine „langfristige Friedensarbeit“, um „eine neue Gedenkkultur, die auf Ambivalenztoleranz beruht, auf jener Fähigkeit, gleichzeitige,

einander widerstrebende oder gar gegensätzliche Gefühle auszuhalten.“ (Micha Brumlik) Die Dokumentationen können andere Menschen erreichen, denen sie eine Hilfe für die Verarbeitung ihrer belastenden Erinnerungen sind.

Die Herausgeberinnen Imbke Behnken und Jana Mikota haben die Texte des vorliegenden Buches in vier Teile eingeteilt: Im ersten Teil sind die Texte dem theoretischen Hintergrund der Erinnerungswerkstätten gewidmet sowie der Beschreibung der „Werkzeuge“; der zweite und dritte Teil befasst sich mit der Erinnerungsarbeit der einzelnen Teilnehmer der Essener und Siegerner Erinnerungswerkstätten. Der vierte Teil schließlich hat „Erinnern im Alter“ zum Thema.

„Der erste Teil des Buches enthält sieben Beiträge, die ausgewählten theoretischen Leitfragen der Erinnerungswerkstätten gewidmet sind. Es geht also darum zu klären, was Erinnerungswerkstätten sind, was sie leisten können und welchen Stellenwert sie im Kontext von Biographie-, Lebenslauf-, Kindheitsforschung und Oral History haben. Zugleich reflektieren wir, wer die Akteure des Erinnerungsbooms seit der Jahrtausendwende 2000 sind und was sie bewegt, ihre Lebensgeschichte zu schreiben.“

Neben Beiträgen zum Forschungsgegenstand und der Methodik geben die Herausgeberinnen und wissenschaftlichen Begleiterinnen Impressionen der Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu den Werkstätten wieder. Wegen ihrer Prägnanz sollen sie hier zitiert werden (75):

- Erfahrung, „Ich bin nicht alleine“
- Sehnsucht nach Integration, nicht länger Flüchtlingskind sein
- Erziehung zur Härte: „Ein deutsches Kind weint nicht“
- Nachfragen und Berichte wecken weitere Erinnerungen
- Informationen über Archive, Hinweise auf Literatur
- Rückkehr an die Kindheitsorte
- Versöhnung mit der Familiengeschichte
- Recht auf meine individuelle Lebensgeschichte
- die Gruppe als produktiver Ratgeber, z.B. wie gehe ich mit Konflikten in der Familie um
- die Gruppe als kritischer Zuhörer und Leser

Das Buch erfährt durch eine beiliegend CD-Rom, deren Entstehungsprozess auch beschrieben wird, eine intensivierende Erweiterung. Gemeinsam beschlossen die Essener und Siegerner Erinnerungswerkstätten diese Darstellungsform. Die Verbindung von Bild und Ton, Originalton mit emotionaler Färbung, erreichen Leser, Hörer und Betrachter noch tiefgehender; die Erzähler, die auch Erinnerungsgegenstände zeigen, fokussieren noch deutlicher in dieser Form der Dokumentation.

Die Ergebnisse der Arbeit der einzelnen Teilnehmer der beiden Werkstätten werden, soweit sie dokumentierbar sind, im zweiten und dritten Teil des Buches vorgestellt. Wie unterschiedlich die Formen und Ausdrucksweisen der Erinnerungsarbeit sein können, ist beeindruckend. Die Rekonstruktion hat für einige durchaus therapeutische Wirkung, intendiert ist dies von den Wissenschaftlerinnen bewusst nicht.

Die Überschriften zeigen, wie jeweils unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt werden. Z.B.: „Eine Mutter durchlebt den Krieg“; „Schlesische Weihnacht ...“; „Kriegsbeginn 1939“; „Kinderlandverschickung“; „Kindheit in zwei Welten ...“; „Allein“.

Als Beispiel greife ich den Beitrag von Anna Breuer-Kolo „Kreative Eltern, glückliche Kinder“ (169-180) heraus. Entlang von Kindheitserinnerungen und den dazugehörigen Fotos erzählt sie ihre Geschichte. Man sieht den Bruder auf einem Tretauto und sie selbst in einem aus Wollresten gearbeiteten Jäckchen – kreative Eltern haben mit Handarbeit und wenigen Mitteln versucht, die Kinder glücklich zu machen. Dieses Jäckchen geht weiter an die kleine Cousine und wird auch auf dem Ausgewiesenen-Transport aus dem Sudetenland nach Thüringen mitgenommen; es ist bis heute im Familienbesitz – positive Verstärker im Überlebenskampf.

Es folgen Fotos und Erzählungen zur „verlorenen Kindheit“. „Unsere verängstigten und traurigen Kindergesichter wecken noch heute Erinnerungen an schlimme Kriegserlebnisse ...“ – „In meinen Erinnerungen begann der Krieg, als ich etwa fünfeinhalb Jahre alt war, Ende 1944 in Toppau. Immer häufigeres, bedrohliches Sirenengeheul und Luftangriffe, die in immer kürzeren Abständen aufeinander folgten. Mutti war hochschwanger. Die Front rückte näher. Mitte November kam in einem Schutzraum unser Baby Michael zur Welt. Bomben krachten. 49 Jahre später, in der Silvesternacht 1993, krachten draußen Feuerwerksraketen. Michael starb. Seine Tochter und ich konnten bei ihm sein. Ich hatte die Nacht seiner Geburt wie einen Film vor Augen.“

Anna Breuer-Kolo bringt nicht nur Geburt und Tod in einen Zusammenhang, sondern im Folgenden sich wiederholende Schicksale in der Familie. Die Eltern waren Kriegskinder im Ersten Weltkrieg, deren Kinder sind es im Zweiten, die Traumatisierungen werden wiederbelebt; Kriegsfolgen führen zu frühen Toden. Auf Fotos, die sie nebeneinander stellt, gleichen sich die Kindergesichter von Vater und Tochter (1914 bzw. 1945) in ihrem Ausdruck: sorgenvoll und verängstigt. Die Mutter stirbt 1955 mit 44 Jahren, nachdem die Familie sich erst 1947 wiedergefunden hatte, sie endlich eine Wohnung und der Vater eine Anstellung hatte. Die Verfasserin ist da 16, ihr Bruder 11 Jahre alt. „Ich erinnere mich an eine völlige innere Leere, die sich in meinem Leben noch öfter einstellen sollte.“

Die vielen Fotos, Briefe, ein Zeitzeugendokument sowie die auch hörbare Erzählung geben ein berührendes Bild davon, wie die Geschichte eines Kindes mit seiner Familie in einem besonderen historischen Kontext verlaufen kann – und wie die Rekonstruktion heilsam und identitätsstiftend ist.

Im letzten Teil des Buches geht Insa Fooker nach, warum Kindheitserinnerungen im Alter immer bedeutsamer werden. „Im Alter kommt die Erinnerung ...“ Doch wie wird erinnert und wie werden die Erinnerungen interpretiert, welche Sinngebung erfahren sie, welche Wege oder Abgründe tun sich auf? Im Geiste der Psychologie Alfred Adlers schreibt die Autorin: „Autobiographisches Erinnern ist ein aktiver Interpretations- und Konstruktionsprozess, in dem auf das Selbst bezogene Erfahrungen der Vergangenheit mit Anmutungen, Gefühlen, Gedanken und Erlebnissen der Gegenwart verzahnt und – möglicherweise – integriert werden. (...) Zu analysieren, warum wer welchen Zugang zu welchen Kindheitserinnerungen in welcher Lebensphase oder biographischen Umbruchsituation hat bzw. auswählt, erbringt viel Aufschluss über das Selbstbild, die aktuelle Befindlichkeit, den individuellen Lebensstil, die Formen der Lebensbewältigung und auch über Lebensziele. Dabei dient dieser Prozess in der Regel der Erhaltung von psychischer Kontinuität und Identität, das heißt, es geht um eine Verortung des Selbst im biographischen Gesamtzusammenhang.“ (227 f.)

Lebenslaufstudien ergeben, dass ältere Menschen einen stärkeren Zugriff auf frühe Kindheitserinnerungen haben. Die Vergangenheit holt die Menschen ein, bisherige Bewältigungssysteme „greifen“ oft nicht mehr, die Abwehr vor allem belastender Erinnerungen „bröckelt“, der Selbstwert kann bedroht werden. Im positiven Falle ist es möglich, den neu erlebten Zugang zur eigenen Kindheit als einen Ausdruck von Identität und Ganzheit zu erleben. „Das bin ich mit meiner Geschichte.“ Verleugnung, Verzerrung oder Hadern mit dem Schicksal führen eher zu Depression und Verzweiflung.

Insa Fookien stellt verschiedene psychotherapeutische Schulen vor, die mit Kindheitserinnerungen arbeiten. Sie bieten, wie auch die Erinnerungswerkstätten, „geschützte“ und auch soziale „Kontexte“, in denen Erinnern Ausdruck finden kann. „Wenn erinnerungsmäßig einmal etwas in Gang gekommen ist, (kann) die weitere Selbstöffnung in der Gruppe mit vergleichbar Betroffenen helfen, die eigene Lebensgeschichte neu zu validieren. Wir entkommen unserer Kindheit nicht, ergo: Wir sollten sie uns gerade im Alter und auch in der Konfrontation mit sich verändernden kindlichen Lebensbedingungen in den nachfolgenden Generationen immer wieder neu reflexiv aneignen, um dann – relativ frei von Projektionen – den Blick auf unsere und ‚andere‘ Kindheiten sensibel und fürsorglich richten zu können.“ (233)

Allein die Lektüre des Buches kann sehr viel in Gang setzen und zu weiteren kreativen Gestaltungen des Erinnerns anregen. Ihm seien viele Leser verschiedener Generationen gewünscht.

Renate Franke